

Wege von Kindern und jungen Erwachsenen, ihr Trans*Sein zu kommunizieren

Unterschiede zwischen Trans*Jungen und Trans*Mädchen

Alexander Naß

Einleitung

Der nachfolgende Beitrag setzt sich dezidiert mit den Kommunikationswegen trans*geschlechtlicher Kinder und Jugendlicher auseinander. Mit dem Aufzeigen der – zumeist stark verschlüsselten – Hinweise, mit denen die Kinder und Jugendlichen auf ihre Situation aufmerksam machen, erhofft sich der Autor eine Handreichung insbesondere für Pädagog*innen, Lehrer*innen sowie Psycholog*innen und das nahe Umfeld junger trans*geschlechtlicher Menschen zur Verfügung zu stellen. Aus diesem Grund wird in dem vorliegenden Artikel ein besonderes Augenmerk auf die Erläuterung der sozialisationssoziologischen Hintergründe und die ausführliche Beschreibung der lebensweltlichen Erfahrungen der trans*geschlechtlichen Kinder und Jugendlichen gelegt. Deren Perspektive fließt im Rahmen vielzähliger Textauszüge ein, welche ursprünglich Teil der von ihnen im Rahmen der Begutachtung zur Vornamensänderung oder Hormonbehandlung bei Herrn PD Dr. Kurt Seikowski in Leipzig eigenständig verfassten Lebensberichte waren. Diese Ego-Dokumente fanden Eingang in eine bislang monografisch noch unveröffentlichte Studie des Autors, in welcher er die Lebensverläufe von 270 trans*geschlechtlichen Personen (161 Mann-zu-Frau-trans*geschlechtliche und 109 Frau-zu-Mann-trans*geschlechtliche) qualitativ-inhaltsanalytisch auswertete. An dieser Stelle ist der Hinweis angebracht, dass es sich hierbei um eine Sekundäranalyse retrospektiver Daten handelt. Das bedeutet, dass die Verfasser*innen der Lebensberichte zum Zeitpunkt des Schreibens zumeist bereits das Erwachsenenalter erreicht hatten und es sich bei ihren Situationsbeschreibungen um ein Blick in die eigene Vergangenheit handelt. Je nachdem, welche zeitliche Perspektive im konkreten Fall betrachtet wird, werden

die Bezeichnungen Trans*Junge und Trans*Mann synonym für Frau-zu-Mann-trans*geschlechtliche Personen und Trans*Mädchen bzw. Trans*Frau für Mann-zu-Frau-trans*geschlechtliche Personen verwandt. In der Auswertung finden sich auch biografische Textauszüge, welche in der dritten Person formuliert sind. Dies begründet sich darin, dass nicht von allen untersuchten Personen die originalen Lebensberichte zugänglich waren, sondern in einigen Fällen nur noch auf das erstellte Gutachten zugegriffen werden konnte. Die Erzählstruktur wird im Rahmen der Gutachtenerstellung von der Ich-Erzähler-Perspektive in einen Bericht in der dritten Person übertragen. Der Therapeut, dessen Gutachten dem Autor zur Analyse vorlagen, versicherte, dass die Sätze und Inhalte der originalen Lebensläufe bei seiner Transkription authentisch erhalten bleiben und lediglich die Erzählform an die Erfordernisse der Begutachtung angeglichen wurden. Nicht immer stimmige Pronomen innerhalb dieser Auszüge haben ihren Ursprung im Originaltext.

Jene Leser*innen, die sich weiterführende Informationen zu den methodischen Hintergründen und Begrenzungen sowie auszugsweise Ergebnisse aus der gesamten Studie wünschen, seien auf einen ebenfalls im Psychosozial-Verlag erschienenen Artikel verwiesen (siehe Naß, 2016). Der vorliegende Beitrag widmet sich ausschließlich der tief greifenden Deskription des bei Trans*Mädchen und Trans*Jungen stark divergenten Mitteilungsverhaltens.

1 Die Bedeutung der Sozialisation im Leben trans*geschlechtlicher Kinder und Jugendlicher

Für die Bearbeitung dieser Thematik scheint es erforderlich vorab zu klären, welches Verständnis von Sozialisation der Autor zugrunde legt, wenn er diese als akzelerierenden bzw. retardierenden Faktor für die intra- und interpersonelle Wahrnehmung der geschlechtlichen Identität interpretiert. Im vorliegenden Beitrag wird das von Klaus Hurrelmann in den 1980er Jahren entwickelte Modell des »produktiv Realität verarbeitenden Subjekts« als Fundament dienen (Geulen & Hurrelmann, 1980, S. 51). »Sozialisation [wird] definiert als Prozess der Entstehung und Entwicklung der Persönlichkeit in wechselseitiger Abhängigkeit von der gesellschaftlich vermittelten sozialen und materiellen Umwelt. Vorrangig [...] ist dabei, wie sich der Mensch zu einem gesellschaftlich handlungsfähigen Subjekt bildet« (ebd.).

Für Hurrelmann führt diese Auffassung von Sozialisation unweigerlich zu seinem metatheoretischen und metamethodischen Modell des »produktiv Realität verarbeitenden Subjekts«, indem er schreibt:

»Sozialisation bezeichnet nach dieser Definition den Prozess, in dessen Verlauf sich der mit einer biologischen Ausstattung versehene menschliche Organismus zu einer sozial handlungsfähigen Persönlichkeit bildet, die sich über den Lebenslauf hinweg in Auseinandersetzung mit den Lebensbedingungen weiterentwickelt. Sozialisation ist die lebenslange Aneignung von und Auseinandersetzung mit den natürlichen Anlagen, insbesondere den körperlichen und psychischen Grundmerkmalen, die für den Menschen die ›innere Realität‹ bilden, und der sozialen und physikalischen Umwelt, die für den Menschen die ›äußere Realität‹ bilden. [...] Darin stecken die erkenntnisleitenden Annahmen, dass die Subjektwerdung nur in wechselseitiger Beziehung zwischen der Persönlichkeits- und der Gesellschaftsentwicklung möglich ist und die Individualität des Menschen sowohl durch seine genetische Anlage als auch durch soziale und ökologische Faktoren entwickelt wird« (Hurrelmann, 2006, S. 15f.).

Das Modell scheint für die anvisierten Zwecke recht fruchtbar zu sein, da es psychologische und soziologische Theorieansätze auf metatheoretischer Ebene miteinander verzahnt und aufeinander abstimmt. Vermutlich erstmalig auf die geschlechtsspezifische Sozialisation bei trans*geschlechtlichen Personen angewendet, könnte es eine Erklärungsfolie liefern, ›wo‹ geschlechtsspezifische Sozialisation aus Sicht der Sozialisationsinstanzen gescheitert ist, wenn – wie im Falle von Trans*Geschlechtlichkeit – eine Nichtkongruenz von gefühltem und biologischem Geschlecht auftritt. Darüber hinaus kann aber auch aufgezeigt werden, wie die geschlechtsspezifische Sozialisation im jeweils anderen sozialen Geschlecht ›trotzdem‹ erfolgreich verlaufen kann, auch wenn diese Verhaltens- und Denkweisen nicht explizites Lernziel der Sozialisation innerhalb des biologischen Geschlechts waren.

Das Modell des produktiv Realität verarbeitenden Subjekts von Hurrelmann stellt auf das Wechselspiel und Ineinandergreifen von biologisch-genetischer Anlage und Umwelteinflüssen ab (siehe Abb. 1). Mit diesem Ansatz folgt das Modell aktuellen biologischen und psychologischen Forschungserkenntnissen. Es wird hierbei davon ausgegangen, dass die Entwicklungsmöglichkeiten eines Menschen durch seine genetischen Anlagen über den gesamten Lebensverlauf hinweg festgelegt sind. Die Gene beeinflussen die Persönlichkeit und das Verhalten jedoch nicht direkt, sondern die genetische Ausstattung stellt vielmehr einen ›Möglichkeitsraum‹ bereit. Aus den gegebenen Möglichkeiten können wiederum einzelne Elemente durch soziale und physikalische Umweltbedingungen überdeckt, eingedämmt, zurückgehalten oder aber aktiviert und freigelegt werden. Zugleich stellt die genetische Ausstattung eine Begrenzung der Mög-

lichkeiten dar, da der Mensch seine Anlagen nicht überwinden kann. Es wird dabei von der Arbeitshypothese ausgegangen, dass im Verlauf des Lebens etwa die Hälfte der Persönlichkeitsmerkmale und Verhaltenseigenschaften eines Menschen auf seine genetische Ausstattung und die andere Hälfte auf Umweltbedingungen zurückzuführen ist. Anlage und Umweltfaktoren überlagern sich hierbei in vielfältiger Art und Weise. So wirken die Umweltbedingungen bereits sehr frühzeitig in der Entwicklung auf die weitere Ausformung des genetischen Potenzials ein, gleichsam entscheidet in Umkehrung das genetische Potenzial über die Art und Weise, in welcher die Umwelt aufgenommen wird (Hurrelmann, 2006, S. 24f.).

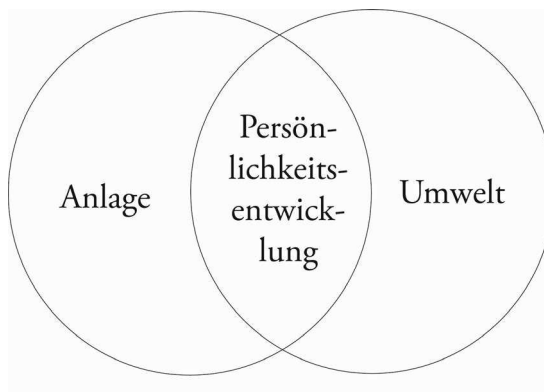


Abb. 1: Das Zusammenspiel von Anlage und Umwelt bei der Persönlichkeitsentwicklung – Hurrelmann (2006), S. 24

Dieser Zweiteilung der Persönlichkeitsentwicklung verleiht Hurrelmann zunehmend Tiefe, indem er Anlage und Umwelt weiter differenziert (siehe Abb. 2). Die Anlage ordnet er in diesem Schritt der ›inneren Realität‹ zu, die Umweltbedingungen stellen die ›äußere Realität‹ dar. Die innere Realität wird hierbei aus genetischer Veranlagung, körperlicher Konstitution, Intelligenz, psychischem Temperament sowie den Grundstrukturen der Persönlichkeit gebildet. Die äußere Realität der sozialen und physikalischen Umwelt setzt sich aus Familie, Freundes- und Gleichaltrigengruppe, Erziehungs- und Bildungseinrichtungen, sozialen Organisationen, Massenmedien, Arbeits- und Wohnbedingungen sowie der materiellen Umwelt zusammen (Hurrelmann, 2006, S. 27).

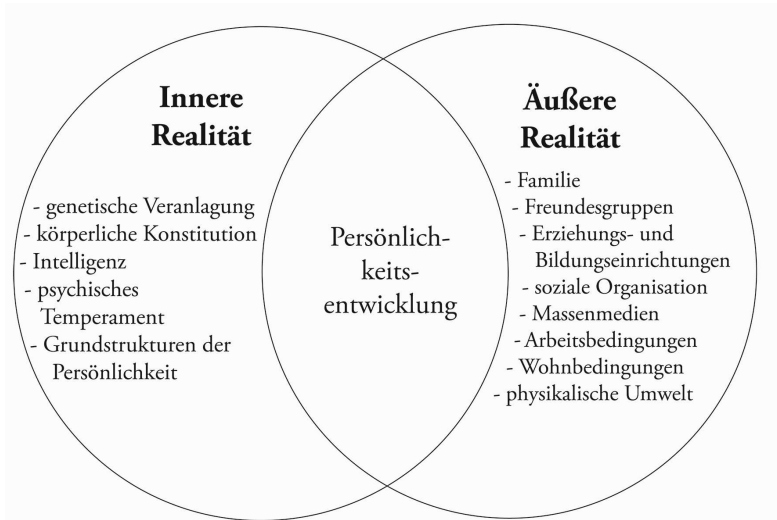


Abb. 2: Das Verhältnis von innerer und äußerer Realität – Hurrelmann (2006), S. 27

Das Verhältnis von innerer und äußerer Realität muss im Laufe der Zeit immer wieder neu justiert werden, um sich vorübergehend in einem Gleichgewichtszustand einpendeln zu können. In jeder Phase der Entwicklung muss sowohl die innere als auch die äußere Realität immer wieder von neuem aufgenommen, angeeignet und verarbeitet werden. Hierbei kommt es zu einer subjektiven Repräsentanz der äußeren und inneren Realität mit einer Einschätzung der Bedingungen für das eigene Handeln (Hurrelmann, 2006, S. 27). »Wie ein Mensch mit den inneren Anlagen umgeht und in welcher Weise er sie auf die äußeren (Umwelt-)Bedingungen anzupassen versteht, entscheidet sich nach der Kompetenz, die innere Realität realistisch einzuschätzen und ihr Potential für eigene Handlungen und Entwicklungen auszuschöpfen« (ebd.).

Der Verarbeitungsprozess von innerer und äußerer Realität wird als produktiv im Sinne von prozesshaft begriffen. Es soll hiermit zum Ausdruck gebracht werden, dass es sich nicht um eine passive Informationsverarbeitung handelt, sondern um eine dynamische und aktive Tätigkeit. Dies gilt für die innere und äußere Realität gleichermaßen. Sozialisation ist somit zum einen die ständige aktive Beobachtung und Diagnose der eigenen Anlagen und ihrer Veränderung im Laufe des Lebens. Zum anderen ist es für die Weiterentwicklung der Persönlichkeit unabdingbar, auch sensibel auf die Veränderungen der sozialen und physikalischen

Umwelt einzugehen und das eigene Handeln auf diese Veränderungen zu beziehen. So besteht beispielsweise die Möglichkeit, nach der Diagnose einer Situation verschiedene Reaktionen auf diese Situation gedanklich durchzuspielen, die resultierenden Konsequenzen abzuwägen und anschließend eine adäquate Handlung einzuleiten. Auch die Fähigkeit Informationen über andere Menschen differenziert aufzunehmen, zu verarbeiten und zu interpretieren, ist das Ergebnis dieses ›produktiven‹ Prozesses. Dieser Vorgang vollzieht sich lebenslang und orientiert sich an den »Entwicklungsaufgaben« des jeweiligen Lebensabschnittes (ebd., S. 28–30).

Die Persönlichkeitsentwicklung kann nur als gelungen begriffen werden, wenn eine »Passung« zwischen den körperlichen und psychischen Anlagen und den äußeren Lebensbedingungen vorliegt. Familien kommt dabei die Aufgabe der Vermittlung und Erschließung der äußeren Realität für das Kind zu. Sie werden in diesem Sinne auch als »primäre Sozialisationsinstanz« bezeichnet, da diese in einem hohen Maße die Art und Weise der Aneignung und Verarbeitung der Realität beeinflussen. Eine starke Beeinflussung erfolgt durch die Eltern, aber auch Verwandtschaftsverhältnisse und Freundschaften stehen bei der Sozialisation an primärer Stelle. Ausschlaggebend für diese Zuordnung ist, dass sich der heranwachsende Mensch mit seiner Persönlichkeit als Ganzes in diese Primärgruppen und sozialen Netzwerke einbringen und sie mitgestalten kann. Im Verlauf der Modernisierung kam es zur Auslagerung von Erziehungs- und Sozialisationsfunktionen aus der Familie in andere gesellschaftliche Teilsysteme wie Kindergärten, Schulen, Berufsbildungseinrichtungen, Hochschulen und sozialpädagogische Einrichtungen. Somit sind diese Einrichtungen als »sekundäre Sozialisationsinstanzen« neben die Familie getreten. Die »tertiären Sozialisationsinstanzen« werden von den formellen und informellen sozialen Organisationen in Freizeit- und Wohnwelt, insbesondere den Gleichaltrigengruppen sowie den Massenmedien, gebildet. Neben diesen spielen öffentliche Institutionen in Politik, Wirtschaft, Verwaltung, Justiz, Sozialkontrolle, Religion und Gesundheit, in Form von Behörden, Betrieben, Gerichten, Polizei, Freizeiteinrichtungen und Krankenhäusern eine Rolle. Ihre Sozialisationsfunktion ist eher indirekt und davon abhängig, wie stark sich die zu sozialisierende Person auf diese einlässt (Hurrelmann, 2006, S. 30–32) (siehe Abb. 3).

Schlussendlich kann in diesem Modell die gesunde Persönlichkeitsentwicklung auch scheitern. Dies ist dann der Fall, wenn es im Laufe der Entwicklung nicht möglich war, ein reflektiertes Selbstbild bzw. eine kontinuierliche Ich-Identität aufzubauen:

»Ein reflektiertes Selbstbild [stellt hierbei die] Voraussetzung für die Fähigkeit zur ständigen Abstimmung der Verarbeitungsfähigkeiten [dar]. Das Selbstbild ist

eine innere Konzeption der Gesamtheit der Einstellungen, Bewertungen und Einschätzungen, die ein Mensch im Blick auf die eigenen Handlungsmöglichkeiten in der äußeren Realität besitzt. Voraussetzung hierfür ist eine realistische, sensible Wahrnehmung der Grundbedingungen der inneren Realität [...]. [...] Von Identität kann gesprochen werden, wenn ein Mensch über verschiedene Entwicklungs- und Lebensphasen hinweg eine Kontinuität des Selbsterlebens auf der Grundlage des positiv gefärbten Selbstbildes wahr. [...] Störungen der Identitätsbildung haben ihren Ausgangspunkt in einer mangelnden Übereinstimmung zwischen den personalen und sozialen Komponenten der Identität, also den Bedürfnissen, Motiven und Interessen auf der einen und den gesellschaftlichen Erwartungen auf der anderen Seite« (ebd., S. 38f.).



Abb. 3: Die Struktur sozialisationsrelevanter Organisationen und Systeme – Hurrelmann (2006), S. 34

Halten wir an dieser Stelle für einen Moment inne und vergegenwärtigen uns, wie dieses Konzept speziell auf die geschlechtsspezifische Sozialisation von trans*geschlechtlichen Personen übertragen werden kann. Selbstverständlich umfasst das »Modell des produktiv Realität verarbeitenden Subjekts« viel mehr Facetten der Sozialisation als jene der geschlechtsspezifischen, jedoch soll diese für unseren Zweck in den Fokus gerückt werden.

Hurrelmann selbst verweist auf folgende Verknüpfung von >Anlage< und >Umwelt<, wenn er geschlechtsspezifische Sozialisation in den Blick nimmt:

»Das interaktive Verhältnis von Anlage und Umwelt wird bei der Ausprägung von männlichen und weiblichen Phänotypen besonders deutlich. Männer und Frauen

unterscheiden sich nach ihren Geschlechtschromosomen und Geschlechtshormonen. [...] Die angeborene genetische und hormonelle Ausstattung mit ihren Unterschieden nach Körperbau und Organen wird durch kulturelle Vorstellungen von ›Männlichkeit‹ und ›Weiblichkeit‹ überformt. Die Differenz der Geschlechter ist zu einem erheblichen Teil durch solche sozialen Einflüsse bedingt. Viele Persönlichkeitsmerkmale und Verhaltensweisen der Geschlechter sind offensichtlich erlernt und werden im Verlauf des Sozialisationsprozesses gebildet. Die genetische Ausstattung und die Anlage der Persönlichkeitsmerkmale dienen dabei als Ausgangslage und als Möglichkeitsraum für die geschlechtsspezifische Entfaltung. Die genetische Anlage begrenzt den Raum von sozialen und gesellschaftlichen Entfaltungsmöglichkeiten« (ebd., S. 25f.).

Für den trans*geschlechtlichen Personenkreis ist es wichtig, den Bereich der ›Anlage‹ oder auch der ›inneren Realität‹ etwas weiter zu fassen. Eindeutige Chromosomen oder Genitale liegen bei ihnen zumeist vor, jedoch würde deren Feststellung nicht ausreichen, um bei Trans*geschlechtlichen die vollständige Anlage der geschlechtlichen Identität erfasst zu haben. Aus diesem Grund muss in ihrem Falle auch die innere Gewissheit, dem anderen biologischen Geschlecht anzugehören, gleichbedeutend mit einer körperlichen Anlage angesehen werden – entweder, weil sie dies in einer bisher medizinisch noch nicht entschlüsselten Form tatsächlich ist¹ oder weil die trans*geschlechtliche Person diese Gewissheit so stark empfindet, dass sie in Form einer zentralen psychischen Grundstruktur der Persönlichkeit berücksichtigt werden muss.

Aufseiten der ›Umwelt‹ bzw. der ›äußeren Realität‹ sind trans*geschlechtliche Personen der zumeist frühzeitigen Erfahrung ausgesetzt, dass ihre für die Sozialisationsinstanzen der äußeren Realität ›sichtbare‹ körperliche Anlage mit der inneren Gewissheit der Zugehörigkeit zum anderen biologischen Geschlecht nicht in eins fällt. Der Raum von sozialen und gesellschaftlichen Entfaltungsmöglichkeiten, welcher durch die Umwelt abgesteckt wird, orientiert sich jedoch an jener sichtbaren körperlichen Anlage. An diesem Punkt werden die Möglichkeiten des Agierens in der gefühlten Geschlechtsrolle stark eingeschränkt und auf die Normen der ›sichtbaren‹ Anlage begrenzt. Das geschlechtliche Selbstbild, also die Einschätzung der eigenen Handlungsmöglichkeiten in der äußeren

1 Immer mehr Studien verfolgen bezüglich der Ursachenforschung zur Trans*Geschlechtlichkeit zunehmend auch biologische Ansätze. Weiterführende Recherchemöglichkeiten bieten sich u.a. bei Schneider et al. (2007, S.721), Zhou et al. (1995) und Kruijver et al. (2000).

Realität, kann somit keine positive Färbung erhalten. Ein trans*geschlechtlicher Mann, der als Mädchen aufwächst, kann beispielsweise, solange er für die Umwelt in seiner biologischen Anlage eindeutig weiblich erscheint, nur jene Entfaltungsmöglichkeiten nutzen, die für Frauen vorgesehen sind. Die Offenheit der Sozialisationsinstanzen in Bezug auf abweichendes Rollenverhalten beeinflusst auf diese Weise, in welchem Maße und wann die ›innere Anlage‹, also die ›richtige‹ Geschlechtsrolle, nach außen präsentiert werden kann. Die Fähigkeit zum Abgleich der eigenen Anlage mit den Anforderungen der sozialen Umwelt kann ebenso hinderlich bei der Durchsetzung eigener Interessen sein, wenn die Diagnose der Situation oder die Informationen über andere Menschen den Schluss zulassen, dass die Offenbarung dieser Anlagen unerwünscht scheint. Besonders emotional besetzt dürfte dies gegenüber den primären und sekundären Sozialisationsinstanzen sein, da diese sehr zeitig im Leben eine hohe Relevanz erhalten und nicht austauschbar (Familie, Verwandtschaft) bzw. unumgänglich (Bildungseinrichtungen) sind.

Die Herstellung des angestrebten Gleichgewichtszustandes zwischen innerer und äußerer Realität gestaltet sich somit in Hinblick auf die eindeutige Verortung innerhalb einer Geschlechtszugehörigkeit bei trans*geschlechtlichen Personen schwieriger als bei Menschen, deren gefühlte Geschlechtszugehörigkeit sich mit der ›inneren Anlage‹ deckt.

Wie weiter oben bereits ausgeführt wurde, wirken nicht nur die Umweltbedingungen bereits sehr frühzeitig in der Entwicklung auf die weitere Ausformung des genetischen Potenzials ein; vielmehr entscheidet auch das genetische Potenzial über die Art und Weise, in welcher die Umwelt aufgenommen wird (Hurrelmann, 2006, S. 24f.). Auf diese Weise erlaubt die von Hurrelmann vorgenommene Zweiteilung in eine innere und eine äußere Realität die Annahme, dass geschlechtsspezifische Sozialisation nicht völlig als gescheitert angesehen werden muss, ›nur‹ weil es den verschiedenen Sozialisationsinstanzen nicht ›gelingen‹ ist ein kongruentes geschlechtliches Selbstbild bei der trans*geschlechtlichen Person zu installieren. Vielmehr eröffnet sich die Möglichkeit einer ablaufenden Selbstsozialisation durch das trans*geschlechtliche Individuum. Hurrelmann betont wiederholt die produktiven Anteile des Aneignungs- und Verarbeitungsprozesses, der die Aufgabe hat einen Gleichgewichtszustand zwischen innerer und äußerer Realität herzustellen. Ein solcher Vorgang der Selbstsozialisation wäre im Sinne eines Selektionsprozesses denkbar, der hauptsächlich jene Anforderungen der äußeren Realität aufnimmt, die zur inneren Realität passen, und eindeutig zum Geburtsgeschlecht gehörende Anforderungen für sich nicht in Betracht zieht. Ein solcher Selektionsvorgang könnte die

Aufgabe besitzen eine ›innere Ich-Identität‹ herzustellen, die zumindest in der Introspektive eine Kontinuität des Selbsterlebens produziert. Wechselt man die Perspektive von der inneren Realität auf die Seite der äußeren, so kann man erkennen, dass auch sie ihren Anteil zur Selbstsozialisation beiträgt: Sie stellt die Vorbilder für Beobachtung und Nachahmung zur Verfügung. Zur Veranschaulichung scheint ein kurzes Beispiel angebracht: Aus soziologischer Sicht drängt sich die Frage auf, wie ein trans*geschlechtlicher Mensch nach der Transformation in einer Geschlechtsrolle leben kann, in die er nie zuvor hineinsozialisiert wurde. In der Arbeit mit ›seiner‹ Trans*Gruppe machte der Autor die Erfahrung, dass insbesondere die Trans*Männer häufig erwähnten, sich nach Beginn der Hormonbehandlung endlich so verhalten zu können, wie sie es von innen heraus schon immer tun wollten. Sie hätten plötzlich nicht mehr das Gefühl eine Rolle spielen zu müssen, die sie nicht gefühlsmäßig empfinden könnten. Das Agieren in der männlichen Rolle erscheine ihnen ›natürlich‹. Wo aber hat diese innere Folie von Verhaltensmustern ihren Ursprung? Zu vermuten bleibt an dieser Stelle, dass hier die angesprochene Differenz aus äußerer und innerer Realität auffällig wird. Dieser aus Sicht des Autors im Hurlermann'schen Modell enthaltene Aspekt der Selbstsozialisation fließt jedoch nicht in die qualitative Analyse ein, sondern berührt vielmehr kontextuelle Vorstellungen und bietet überdies einen sehr reichhaltigen Anknüpfungspunkt für weitere Forschungsarbeiten.

Welche Verknüpfungen wären zwischen der erläuterten Metatheorie von Hurlermann und dem Mitteilungsverhalten vorstellbar und sollten bei der Analyse der Lebensläufe berücksichtigt werden? Es ist anzunehmen, dass die Ausübung negativer Sanktionen durch wichtige Bezugsgruppen (primäre und sekundäre Sozialisationsinstanzen) im Kindes- und Jugendalter dazu beiträgt, eine Unterdrückung und/oder Verbergung normabweichenden Verhaltens durch die betroffene Person zu befördern. Diese frühzeitige Lebenserfahrung kann dazu führen, dass die eigene geschlechtliche Identität als etwas Negatives und Verbergenswertes internalisiert und die Akzeptanz der abweichenden Geschlechtsidentität erschwert wird. Hierdurch kann es zu einer Störung bei der Bildung einer stabilen Ich-Identität kommen, da es an Übereinstimmung von personalen und sozialen Komponenten der Identität mangelt. Die eigenen Gefühle und Bedürfnisse stehen in zu großem Kontrast zu den gesellschaftlichen Erwartungen.

In diesem Fall wäre davon auszugehen, dass sich der Versuch der Unterdrückung bzw. Verbergung anschließend bis in das Erwachsenenalter fortsetzt und eine länger andauernde Phase der Verdrängung bewirkt. Dieser Umstand könnte durch anhaltende negative Sanktionierung von sekundären und tertiären So-

zialisationsinstanzen – beispielsweise durch Gleichaltrige, Arbeitskolleg*innen, Partner*innen – noch verstärkt werden, was das Mitteilungs- und Initiativbedürfnis der betroffenen Person weiter eindämmt.

2 Einblicke in die Lebenswelt

Bevor wir nun in ebendiese Lebenswelt von trans*geschlechtlichen Kindern und Jugendlichen eintreten können, wird zur Verbesserung der Nachvollziehbarkeit eine kurze Erläuterung des vom Autor innovativ entwickelten Mixed-Methods-Ansatzes vorweggeschickt.

Die Auswertung selbst setzt sich aus einem quantitativen und einem qualitativen Teil zusammen. Innerhalb eines jeden Auswertungspunktes wird zuerst die quantifizierbare Seite in Form der Nennungshäufigkeiten und der Anzahl der Personen aufgegriffen, die sich entsprechend dieser Auswertungskategorie(n) äußerten. Diese Daten werden jeweils überblicksartig in einer Tabelle zusammengefasst. Die Prozentwerte der Personen richten sich dabei an dem Anteil aus, den sie an allen analysierten Personen einnehmen und summieren sich demnach innerhalb der Tabelle *nicht* auf 100%. Der angegebene Prozentwert verweist somit darauf, wie viel Prozent aller analysierten Personen bereits die betrachtete Situation durchlebten. Diese Art des Prozentuierens ist erforderlich, da es sich nicht um ausschließende Kategorien handelt, sondern Mehrfachnennungen möglich sind. Anders verhält es sich bei den Prozentwerten der Nennungen. Diese werden in Bezug auf alle Nennungen innerhalb der Tabelle gebildet. Es kann daher das Gewicht der einzelnen Codes bzw. Situationen auf das gesamte Konstrukt nachvollzogen werden.

Des Weiteren wird im Rahmen der Auswertung bewusst darauf verzichtet, alle Zahlenwerte ausführlich zu beschreiben; vielmehr ist es das Ziel der Auswertung einzelne Schlaglichter zu setzen und den Leser*innen mithilfe der Tabellen zentrale Informationen über das Datenmaterial zur Verfügung zu stellen. Aus diesem Grund enthalten die abgebildeten Tabellen nur jene Kategorien, bei denen es sich entweder um die am stärksten besetzten Kategorien handelt oder ein erheblicher Unterschied zwischen Trans*Mädchen und Trans*Jungen besteht. Auf der Suche nach einem geeigneten Faktor, der verdeutlicht wie häufig die sich äußernenden Personen die entsprechende Erfahrung sammelten, entwickelte der Autor eigenständig einen >Häufigkeitsfaktor< (HF).

Je höher dieser Faktor ausfällt, umso häufiger wurde eine Erfahrung durchlebt. Ein Faktor von 2,5 besagt beispielsweise, dass ein Erlebnis zweieinhalbmal

Häufigkeitsfaktor:

$$HF = \frac{N}{P}$$

P = Anzahl der Personen die sich zu dieser Kategorie äußerten

N = Anzahl der Nennungen in dieser Kategorie

$$HF = \begin{cases} \frac{N}{P} & \text{für } P \geq 1 \\ 0 & \text{für } N = 0 \end{cases}$$

Abb. 4: Bedeutung des Häufigkeitsfaktors innerhalb der Auswertungstabellen

gemacht wurde. Die quantitätsorientierte Analyse wird durch das Aufzeigen von Strukturen innerhalb des qualitativen Datenmaterials ergänzt und auf der Basis einzelner Textstellen² anschaulich belegt.

2.1 Mitteilungsverhalten und gewählte Sensibilisierungsstrategien

In diesem Kapitel wird näher beleuchtet, ob und wie die trans*geschlechtlichen Personen versuchten, ihr soziales Umfeld auf ihre abweichende Geschlechtsidentität aufmerksam zu machen und entsprechende Anerkennung zu generieren. Hierfür wird einerseits eingehend betrachtet, in welcher Stärke ein entsprechendes Mitteilungsverhalten ausgeprägt ist, und andererseits, welche Signale, also welche Strategien der Sensibilisierung des Umfeldes für das Thema Trans*Geschlechtlichkeit, gewählt werden. Die Betrachtung bezieht dabei Zeiten der Kindheit, der Jugend und des Erwachsenseins ein und fragt nach den Adressaten der ausgesandten Signale. Es wird davon ausgegangen, dass je stärker die empfundene Abweichung vom Geburtsgeschlecht kommuniziert wird, desto frühzeitiger geschlechtsangleichende Maßnahmen vollzogen werden. Dieser Denkansatz speist

² Etwaige Rechtschreibfehler innerhalb der zitierten Lebenslaufpassagen entstammen den Originalen und wurden unverändert übernommen.

sich aus der Annahme, dass zum einen die Kommunikation der Abweichung ein inneres Bewusstsein für die >Andersartigkeit< voraussetzt, welches zur Forcierung einer geschlechtsangleichenden Behandlung beitragen kann, und zum anderen ein informiertes Umfeld unter Umständen frühzeitiger unterstützend reagieren kann.

2.1.1 *Situationen der Authentizität*

Um die Intensität eines entsprechenden Mitteilungsverhaltens zu bestimmen, werden zunächst die Situationen betrachtet, die die Kommunikation eindeutiger Signale ermöglichen. Bei diesen Situationen handelt es sich um Momente, in welchen den trans*geschlechtlichen Personen der Freiraum zum Aussenden solcher Signale entweder zur Verfügung stand oder sie sich diesen Freiraum selbst schafften. Mit der Ausfüllung eines solchen Freiraumes, egal ob vorhanden oder selbst eröffnet, wird zudem eine beschleunigende Wirkung auf die Persönlichkeitsentwicklung im Schnittpunkt zwischen innerer und äußerer Realität verknüpft. Die Nutzung solcher Freiräume wird in diesem Sinne als Aushandlungsprozess zwischen den Anforderungen der äußeren Realität und dem Bewusstwerden der inneren Grundstruktur der Persönlichkeit verstanden. Ein solcher Aushandlungsprozess setzt in diesem Sinne nicht nur ein Bewusstsein für die >Andersartigkeit< voraus, sondern kann zudem ein deutlicheres Bewusstsein über die eigentliche Identität generieren. Als gelebter Freiraum wurden alle Situationen begriffen, in denen die trans*geschlechtliche Person die Möglichkeit hatte, ihrem Wunschgeschlecht entsprechende Verhaltensweisen zu zeigen. Zentral war hierbei die Bedingung, dass die Person etwas auslebte, was sie für ihre Vorstellung vom >richtigen Leben< unternahm. Unberücksichtigt bleibt hingegen, ob sich dieses Verhalten mit einer Zustimmung oder Ablehnung durch das soziale Umfeld verbunden hat. Die Auswertungstabelle 1 zeigt die getätigten Angaben zum Erleben solcher Situationen des genutzten Freiraumes.

Von den untersuchten trans*geschlechtlichen Männern haben alle (100%) Situationen erlebt, in denen sie sich trauten, einen Freiraum für ihr gegengeschlechtliches Verhalten zu erkämpfen bzw. in denen ihnen dieser zur Verfügung stand. Bei den trans*geschlechtlichen Frauen konnten nur zwei Drittel (78,3%) von solchen Situationen berichten. Da es sich um eine so breit angelegte Kategorie handelt, verweist die prozentuale Differenz von 21,7% auf eine sehr weitreichende Diskrepanz zwischen den Trans*Männern und -Frauen. Diese sehr deutliche Verschiedenheit wird noch erheblich durch die große Kluft bei

	Transformationsrichtung					
	FzM			MzF		
	Personen N = 109	Nennungen N = 696	HF	Personen n = 161	Nennungen n = 546	HF
vorhandener/ genommener Freiraum zum Leben der eigenen Identität	109 (100,0%)	696 (100,0%)	6,39	126 (78,3%)	546 (100,0%)	4,33

Tab. 1: Auswertung der Kategorie »vorhandener/genommener Freiraum zum Leben der eigenen Identität«

der Wiederholung solcher Situationen verstärkt. Während die Trans*Männer im Durchschnitt 6,39 mal Situationen des Freiraumes erleben konnten bzw. sich wiederholt trauten diese herbeizuführen, geschah dies bei den Trans*Frauen durchschnittlich nur 4,33 mal (siehe Tab. 1). Es lässt sich verkürzend festhalten, dass die untersuchten Trans*Männer in ihrem Lebensverlauf deutlich weitere Grenzen hinsichtlich eines männlichen Verhaltens abstecken konnten – ein Umstand, der bei den FzM-Trans*geschlechtlichen durchaus akzelerierend auf den Beginn eines offiziellen Lebens als Mann gewirkt haben kann. Die Trans*Frauen untersagten sich hingegen wesentlich öfter, Weiblichkeit an sich zuzulassen.

2.1.2 Die ausgesandten Signale

Betrachten wir nun, wie die trans*geschlechtlichen Personen die zuvor skizzierten Situationen ausfüllten. In der Auswertungstabelle 2 kann ein erster Überblick darüber gewonnen werden, welche Signale in welcher Häufigkeit genutzt wurden, um das soziale Umfeld zu sensibilisieren. Im Anschluss erfolgt eine detaillierte Auseinandersetzung mit den hervorstechendsten Ergebnissen, welche durch eine prägnante Auswahl typischer Textstellen unterlegt werden.

Das zentrale Ergebnis der Tabelle 2 – mit Blick auf die prozentuale Verteilung jener Personen, die überhaupt irgendwelche Signale aussandten – bezeugt eindeutig, dass die untersuchten Trans*Jungen und -Männer ihr Umfeld weitaus häufiger mit ihrer Abweichung vom weiblichen Normbild konfrontierten, als die Trans*Mädchen und -Frauen ihre »Andersartigkeit« öffentlich zeigten. Es lässt sich somit feststellen, dass die Trans*Frauen einen wesentlich größeren Wert dar-

Welche Signale wurden gesendet?	Transformationsrichtung					
	FzM			MzF		
	Personen n = 109	Nennungen n = 1020	HF	Personen n = 161	Nennungen n = 693	HF
Auftreten in der angestrebten Rolle/mit dem angestrebten Namen (bevor dies amtlich ist)	42 (38,5%)	53 (5,2%)	1,26	11 (6,8%)	14 (2,0%)	1,27
Manipulation am Körper zur Annäherung an das andere Geschlecht	28 (25,7%)	32 (3,1%)	1,14	7 (4,3%)	7 (1,0%)	1,00
frühzeitig direkt ausgesprochen	39 (35,8%)	61 (6,0%)	1,56	31 (19,3%)	43 (6,2%)	1,39
Versagen bei intimen Kontakten	28 (25,7%)	34 (3,3%)	1,21	14 (8,7%)	19 (2,7%)	1,36
Rückzug/ Scham/ Depressivität/ Drogenkonsum/ Selbstverletzung	60 (55,0%)	105 (10,3%)	1,75	56 (34,8%)	88 (12,7%)	1,57
Verleugnung des eigenen Körpers	54 (49,5%)	73 (7,2%)	1,35	3 (1,9%)	3 (0,4%)	1,00
Spielverhalten/ Freundeskreis	99 (90,8%)	170 (16,7%)	1,72	91 (56,5%)	135 (19,5%)	1,48
Kleidung/ Frisur/ Schminke/ Schmuck	105 (96,3%)	264 (25,9%)	2,51	109 (67,7%)	228 (32,9%)	2,09
Auftreten	56 (51,4%)	88 (8,6%)	1,57	38 (23,6%)	60 (8,7%)	1,58

Tab. 2: Auswertung der Kategorie »Welche Signale wurden gesendet?«

auflegten, dass ihre >Andersartigkeit< nicht so stark bekannt wird – ein Befund, der sich in gleicher Weise bei der Analyse der Verdrängungs- und Verbergungstendenzen wiederholt (siehe Kapitel 2.1.5).

Entsprechend der eingangs skizzierten Annahme, dass dem Umstand des Andeutungen-Aussendens eine wichtige akzelerierende Wirkung für das >Sich-Selbst-(An-)Erkennen< zukommt, ist hier ein deutlicher Unterschied zwischen Trans*Frauen und -Männern aufgedeckt worden.

Zur Erzeugung der gewünschten Aufmerksamkeit für die Nichtpassung in das Geburtsgeschlecht wurde sowohl bei FzM- als auch bei MzF-Trans*geschlechtlichen am häufigsten die körperliche Darstellung mit *gegengeschlechtlichen Kleidungsstücken*, entsprechenden Frisuren, Schminke und Schmuck gewählt. Trotz dieser Gemeinsamkeit zeigten sich doch erhebliche Unterschiede in der Ausfüllung dieser Kategorie, was sich tendenziell bereits daran abzeichnet, dass nahezu alle untersuchten Trans*Jungen gegengeschlechtliche Kleidung zur Signalisierung ihrer Zugehörigkeit zum männlichen Geschlecht trugen, während nur rund zwei Drittel der Trans*Mädchen diesen Weg wählten, um ihre gefühlte Identität zu verdeutlichen. Ebenso besteht eine deutliche Divergenz in der Häufigkeit, mit der die Personen das Tragen der Kleidung zu diesem Zwecke nutzten. Wiederholte sich bei den Trans*Jungen dieser Vorgang im Durchschnitt rund zweieinhalbmal (HF = 2,51), kam dies bei den Trans*Mädchen nur zweimal vor (HF = 2,09). Mit diesem Ergebnis in Einklang gehend zeigte sich bei den Trans*Jungen tatsächlich auch ein stärkeres Selbstbewusstsein beim Tragen der gegengeschlechtlichen Kleidung. Beim Lesen der Lebensläufe wurde wiederkehrend der Eindruck vermittelt, dass sie das Gefühl zu haben schienen, sie selbst müssten nur genügend Überzeugung beim Tragen der männlichen Kleidungsstücke >an den Tag legen<, um auch ihrem Umfeld die Richtigkeit dieser Kleidung unter Beweis zu stellen. Das Gleiche galt überdies auch in Bezug auf die Wahl der Haarfrisur. Die Überzeugungsversuche, gerade gegenüber den Eltern, liefen in zwei Richtungen. Zum einen wurde weibliche Kleidung vehement abgelehnt, sodass die Eltern beispielsweise auf geschlechtsneutrale Hosen – aber immerhin Hosen – auswichen, zum anderen bestanden manche gezielt auf männliche Kleidung. Zentral war jedoch für fast alle Aussagen zum Thema, dass die gegengeschlechtliche Kleidung öffentlich und bereits über lange Zeiträume – zumeist schon ab den frühen Kindertagen – getragen wurde und so bereits vor den ersten formalen Schritten in ein Leben als Mann einen festen Bestandteil der äußerlich gelebten Identität ausmachte.

»Er habe sich schon immer geweigert, Röcke oder Kleider zu tragen. Es habe deswegen vor allem mit seiner Mutter Konflikte gegeben, doch notgedrungen habe sie seine Wünsche toleriert. Seine Tante habe immer wieder versucht, ihm Mäd-

chenkleider zu schenken, doch diese seien ungetragen im Schrank liegengeblieben« (Fall16_FzM08, Abs. 28).

»Weiter mit meiner Jugendweihe ich trug einen schwarzen Anzug mit einem weißen Hemd. Alle im Saal, außer die Menschen die mich kannten, wunderten sich als mein Name aufgerufen wurde und ich nach vorne trat. Doch mich störte das nicht ich fühlte mich wohl in meinem Anzug und meine Freunde und Bekannte fanden es auch super« (Fall19_FzM08, Abs. 2).

Ab Beginn der Pubertät diente das Tragen (weit fallender) männlicher Kleidung nicht nur dem Ausdruck von innerlicher Identität, sondern auch dem Verdecken weiblicher Körperformen.

»Bei der Kleiderwahl habe sie sich ausschließlich auf Kleidung beschränkt, die die auffälligen Merkmale verbergen konnten. Sie habe immer viele Schichten Kleidung getragen, auch im Sommer. Und darüber habe sie immer noch eine weite ärmellose Weste angezogen« (Fall6_FzM07, Abs. 30).

Der Anlass des Faschings stellte für Trans*Männer wie für Trans*Frauen eine häufig ergriffene Gelegenheit dar, um ohne weitere Diskussionen in einer Rolle des Gegengeschlechtes in der Öffentlichkeit aufzutreten.

»Auch zum Fasching sei er immer in der Rolle eines Mannes gegangen (z. B. als gestiefelter Kater, als Neandertaler oder persischer Prinz)« (Fall1_FzM10, Abs. 26).

»Zum Fasching habe T. unbedingt als Eisprinzessin gehen wollen, was er auch habe machen dürfen. Er habe ein weißes Kleid getragen und sei geschminkt gewesen« (Fall3_MzF10, Abs. 32).

An diesem Punkt enden bereits die Gemeinsamkeiten zwischen Trans*Männern und Trans*Frauen, wenn es um die Erfahrungswelt mit gegengeschlechtlicher Kleidung geht. In einem vollen Gegensatz zu dem geschilderten Selbstbewusstsein, welches Trans*Jungen beim Tragen männlicher Kleidung ausstrahlten, deutet sich bereits in dem Zitat der zweiten Trans*Frau an, dass der Umstand des Tragens weiblicher Kleidung bei Trans*Frauen wesentlich angstbesetzter ist. Aus diesem Grund werden die Signale, welche über das Tragen von Schmuck, weiblicher Kleidung und langen Haaren ausgesendet werden, verschlüsselt und nicht direkt präsentiert. Zu dieser Verschlüsselung zählt unter anderem das Aufgreifen von

Anlässen, bei denen das Tragen gegengeschlechtlicher Kleidung legitimiert ist, oder auch das Austesten der Wirkung dieser Kleidung in einer fremden Stadt, um der Gefahr der Entdeckung durch Bekannte zu entgehen.

»Er sei vor allem von schönen Kleidern und Schuhen fasziniert gewesen. Man habe sich darüber keine ernsten Gedanken gemacht, es sei eher als etwas Niedliches empfunden worden. Er habe schon als kleines Kind immer wieder versucht Hackschuhe anzuziehen« (Fall3_MzF10, Abs. 28).

»In der zweiten Klasse habe sie Schulkameraden überreden können die Gruppe ›Queen‹ als Playback-Coverband zu imitieren. Hierfür sei sie wie Freddie Mercury (Frontsänger der Band) in Frauenkleidern herumgesprungen, während die restlichen ›Bandmitglieder‹ Kissen in Gitarrenform haltend im Hintergrund gestanden haben. In der Kleidung der Mutter habe sie hier ungeachtet Spaß haben dürfen« (Fall13_MzF10, Abs. 29).

Nach der Kleidung sind es das *Spielverhalten* und der *ausgewählte Freundeskreis*, die für die betrachteten Personen von großer Bedeutung sind, um eine gegengeschlechtliche Identität zu signalisieren. Auch innerhalb dieser Kategorie können große Unterschiede zwischen den Geschlechtern festgestellt werden. Nutzen 90,8% der Trans*Jungen die Möglichkeit, den Eltern, Geschwistern, Verwandten, Bekannten oder auch Klassenkameraden und Freunden ihre männlich geprägte Identität durch ein ›männliches‹ Spielverhalten und einen entsprechenden Freundeskreis zu suggerieren, waren bei den Trans*Mädchen nur 56,5% ›mutig genug‹, um diese Signale auszusenden. Zudem wiederholten die Trans*Jungen dieses Mitteilungsverhalten deutlich häufiger (HF = 1,72), als sich dies die Trans*Mädchen trauten (HF = 1,48) (siehe hierzu Tab. 2). Trotz dieser großen Differenzen unterscheiden sich die Vorgehensweisen derer, die ein solches Verhalten zeigen, nicht wesentlich. Vielmehr ist ein sehr stereotypes Muster (im Wunschgeschlecht) erkennbar, wie sich beispielhaft an der Inanspruchnahme bestimmter Rollen im Spiel ›Vater-Mutter-Kind‹ und in anderen Rollenspielen veranschaulichen lässt.

»Auch bei anderen Spielen, bei denen die Mädchen z. B. irgendwo ›gefangen‹ waren, während die Jungs diese retten mussten, habe er sich immer geweigert bei den Mädchen zu bleiben und habe immer bei den Jungs mitmachen wollen, was irgendwann dazu geführt hätte, dass man ihn regelmäßig vom Spiel ausgeschlossen hätte« (Fall17_FzM08, Abs. 23).

»So habe sie sich überwiegend für Puppen interessiert und beim Mutter-Vater-Kind spielen immer die Mutterrolle übernommen« (Fall23_MzF10, Abs. 30).

»In vielen Rollenspielen (beispielsweise Prinzessin, die von Rittern vor Drachen gerettet wird) hätten sich jedoch Gelegenheiten geboten, die weiblichen Rollen spielerisch einzunehmen, was sie sehr gemocht habe« (Faal8_MzF10, Abs. 26).

Dieses konträre und sehr stereotyp auf vermeintlich typisch gegengeschlechtliche Interessen ausgelegte Spielverhalten, das stellenweise fast ein bisschen überzeichnet wirkte, setzt sich auch deutlich in der Wahl der Spiele fort.

»Rollenspiele (Familie) und Puppen seien langweilig gewesen und er habe nichts damit anfangen können. Mit dem Kinderwagen, der ein Geschenk zum sechsten Geburtstag gewesen sei, habe er auch nichts anfangen können, auch nachdem seine Mutter ihm gezeigt habe, wie man mit der Puppe spiele. Dies sei nur langweilig gewesen und er habe lieber nach Piratenschätzen gebuddelt und sich für Mineralien und Insekten interessiert« (Fall18_FzM10, Abs. 26).

»Ihre frühesten Erinnerungen reichen in die Zeit des Besuches des Kindergartens zurück. Sie habe dort lieber mit den Mädchen gespielt, vor allem aber habe sie deren hübsche Kleider bewundert und sei traurig gewesen, nicht selbst so etwas anziehen zu dürfen. An als jungstypisch geltendem Spielzeug habe ihr nichts gelegen, sie habe damals im Kindergarten lieber mit der Puppenstube gespielt« (Fall2_MzF10, Abs. 30).

Die Wahl des Freundeskreises schließt sich dieser dem Umfeld vermutlich bewusst suggerierten Eindeutigkeit an. Dabei ist anzumerken, dass diese Signale ohne eine gewisse Vereindeutigung der Interessen durch die Heranwachsenden ihre erhoffte Wirkung wahrscheinlich einbüßen würden.

»Auch für den Zeitraum der Pubertät gab die zu begutachtende Person an, nur mit Mädchen befreundet gewesen zu sein. Sie habe mit ihren Freundinnen des Öfteren die Kleidung getauscht und mit ca. 13 oder 14 begonnen, sich den BH auszustopfen« (Fall10_MzF10, Abs. 31).

Bei den Trans*Jungen wie bei den Trans*Mädchen rangiert an dritter Position der gewählten Sensibilisierungsstrategien das *Auftreten* in der Öffentlichkeit mit Attitüden des Gegengeschlechts. Die greifbarsten Unterschiede in der Durch-

führung dieser Strategie bestehen darin, dass die Trans*Männer frühzeitiger, also bereits im Kindergarten- und Schulalter, entsprechend maskulin auftraten und dieses Auftreten zudem stärker an ein männlich geprägtes Verhalten und weniger an männliche Kleidung knüpften.

»Ich habe mich schon immer wie ein Junge verhalten. [...] An meinem Verhalten änderte sich auch in der Grundschule nichts. Ich entwickelte mich zunehmend zu einem ›Raufbold‹. [...] Tatsächlich bin ich sowohl in der Grundschule als auch im Hort in viele Schlägereien geraten und hatte immer das Gefühl meine Kraft und meinen Mut unter Beweis stellen zu müssen. Ich musste genauso schwere Sofas verschieben können, Bäume genauso schnell hochklettern können und im Urlaub von genauso hohen Klippen ins Meer springen wie die älteren Jungs, selbst wenn ich nur mit Schwimmflügeln schwimmen konnte« (Fall6_FzM09, Abs. 3–12).

»In der Schule war ich auch immer eigentlich der kleine niedliche Junge und fühlte mich auch so. Ich beschützte die Mädchen wenn sie geärgert wurden, ich prügelte mich mit Jungs in der Grundschule und spielte mit Jungs« (Fall19_FzM08, Abs. 2).

Bei den Trans*Mädchen zeigte sich ein weibliches Auftreten in der Öffentlichkeit in den meisten Fällen erst im Erwachsenenalter und mit einem deutlich stärker ausgeprägten Bewusstsein über das eigene Tun. In gleichem Maße wie sich das Auftreten als Frau bei ihnen als bewusster Akt herausstellt, gewinnt der Wunsch nach einem eindeutig weiblichen Outfit zunehmend an Bedeutung.

»Als sie mit 18 eine eigene Wohnung gehabt habe, habe sie sich manchmal zu Hause als Frau fertig gemacht und sei mit dem Auto allein in eine Großstadt gefahren, wo sie anonym als Frau herumlaufen konnte. Sie sei zweimal pro Monat so nach M. gefahren und habe genossen, in den Straßen als Frau spazieren zu können und dabei nicht Jernannt zu werden. Sie habe dort regelmäßig eine Bar besucht, wo sich hauptsächlich Schwule und Lesben getroffen haben. Hier habe sie oberflächliche Freundschaften geknüpft« (Fall11_MzF08, Abs. 43).

*2.1.3 Die Adressat*innen der ausgesandten Signale*

An wen wurden die soeben erläuterten Signale zu großen Teilen gesendet? Eine umfassende Darstellung der Adressaten dieser Signale findet sich in der nachstehenden Tabelle 3.

Wem wurden die Signale mitgeteilt?	Transformationsrichtung					
	FzM			MzF		
	Personen n = 109	Nennungen n = 1020	HF	Personen n = 161	Nennungen n = 693	HF
nicht näher bezeichnetes Umfeld	78 (71,6%)	173 (11,2%)	2,22	74 (46,0%)	127 (14,9%)	1,72
Geschwister	35 (32,1%)	64 (4,1%)	1,83	21 (13,0%)	29 (3,4%)	1,38
Bekannte	53 (48,6%)	97 (6,3%)	1,83	27 (16,8%)	33 (3,9%)	1,22
Eltern	107 (98,2%)	421 (27,3%)	3,93	91 (56,5%)	197 (23,0%)	2,16
Freund*innen	102 (93,6%)	286 (18,5%)	2,80	60 (37,3%)	104 (12,2%)	1,73
Erzieher*innen/ Lehrer*innen/ Dozent*innen/ Trainer*innen in Vereinen	65 (59,6%)	113 (7,3%)	1,74	35 (21,7%)	47 (5,5%)	1,34
Spielgefährte*innen im Kindergarten/ Schulkamerad*innen/ Mitstudent*innen	86 (78,9%)	223 (14,4%)	2,59	77 (47,8%)	136 (15,9%)	1,77
(Sexual-) Partner*innen	50 (45,9%)	89 (5,8%)	1,78	66 (41,0%)	109 (12,7%)	1,65

Tab. 3: Auswertung der Kategorie »Wem wurden die Signale mitgeteilt?«

Die Eltern stellen bei den Trans*Jungen wie -Mädchen als primäre Sozialisationsinstanz den zentralen Adressaten für ausgesandte Signale dar. Augenfällig ist hierbei, dass fast alle Trans*Jungen (98,2%) versuchten ihren Eltern einen Hinweis auf die gefühlte »Andersartigkeit« zu geben, während nur rund die Hälfte der Trans*Mädchen (56,5%) gegenüber ihren Eltern entsprechende Signale kommunizierten. Gleichsam differiert die Frequenz der Gabe solcher Hinweise. Es zeigt sich hier ein deutliches Gefälle hin zu den Trans*Mädchen (vgl. FzM HF = 3,93 vs. MzF HF = 2,16) (siehe hierzu und nachfolgend Tab. 4).

Dem Freundeskreis kommt, insbesondere bei den Trans*Jungen, bei der Signalisierung der Trans*Geschlechtlichkeit eine nahezu gleichrangige Bedeutung zu. 93,6% der betrachteten Trans*Jungen haben im Laufe ihres Lebens Andeutungen gegenüber ihren Freunden gemacht. Innerhalb ihres Freundeskreises zeigten sich die trans*geschlechtlichen Mädchen wesentlich zurückhaltender: Nur rund

ein Drittel kommunizierte Freunden gegenüber ihre innere Weiblichkeit. Dieser Umstand spiegelt sich auch in der Differenz der Häufigkeitsfaktoren von 1,07 wider.

Die Bedeutung, die die Freunde für die Trans*Jungen als Adressat*innen einnehmen, haben bei den Trans*Mädchen die Spielgefährt*innen im Kindergarten, die Schulkamerad*innen beziehungsweise die späteren Mitstudent*innen inne. Bei den Trans*Jungen rangiert dieser Personenkreis erst an dritter Position. Jedoch sind die Trans*Jungen auch gegenüber ihnen wesentlich bereiter Einblicke in ihr Denken und Fühlen zu ermöglichen. Immerhin 78,9% der Trans*Jungen vertrauten ihren Spielgefährt*innen im Kindergarten, den Klassenkamerad*innen oder Kommiliton*innen eindeutige Signale an, während lediglich 47,8% der trans*geschlechtlichen Mädchen solcherlei Andeutungen zuließen. Bei ihnen wiederholte sich dieses Geschehnis auch deutlich seltener als bei den Jungen.

Mit 41,0% noch vergleichsweise stark vertreten, öffnen sich die Trans*Mädchen auch in günstigen Situationen gegenüber ihren (Sexual-)Partner*innen.

Große Unterschiede in der Kommunikationsbereitschaft zeigten sich zwischen Trans*Jungen und -Mädchen auch gegenüber Geschwistern, Bekannten, Personen mit Bildungsfunktion (wie Erzieher*innen, Lehrer*innen, Dozent*innen oder Trainer*innen in Vereinen) sowie gegenüber einem nicht näher bezeichneten Umfeld einer breiteren Öffentlichkeit. Der Code »nicht näher bezeichnetes Umfeld« meint hierbei ein breites Umfeld nicht näher benannter Personen wie beispielsweise zufällige Passanten auf der Straße. Gegenüber jeder dieser Personengruppen zeigten sich die Trans*Jungen hinsichtlich ihrer >abweichenden< Geschlechtsidentität kommunikationsfreudiger und waren weniger auf Verbergung bedacht.

2.1.4 Wann wurde sich mitgeteilt?

In welchem Lebensabschnitt war es den trans*geschlechtlichen Personen besonders wichtig, das soziale Umfeld auf ihre konträre geschlechtliche Identität aufmerksam zu machen? Tabelle 4 visualisiert die aus der Analyse extrahierten Ergebnisse. Annähernd alle Trans*Männer (97,2%) sandten bereits während ihrer Kindertage entsprechende Signale aus, die deren Umgebung auf ihre männliche Identität stoßen sollten. Dieses Unternehmen wiederholten sie sehr häufig (HF = 4,32). Allein dieses Ergebnis skizziert bereits die größte Abweichung gegenüber den Trans*Frauen. Diese trauten sich zwar auch zumeist in ihrer Kindheit dem Umfeld Andeutungen zu machen, jedoch wesentlich verhaltener. Von ihnen

Wann wurden die Signale mitgeteilt?	Transformationsrichtung					
	FzM			MzF		
	Personen n = 109	Nennungen n = 939	HF	Personen n = 161	Nennungen n = 635	HF
Kindesalter	106 (97,2%)	458 (48,8%)	4,32	108 (67,1%)	263 (41,4%)	2,44
Jugendalter	98 (89,9%)	319 (34,0%)	3,26	84 (52,2%)	161 (25,4%)	1,92
Erwachsenenalter	69 (63,3%)	162 (17,3%)	2,35	95 (59,0%)	211 (33,2%)	2,22

Tab 4: Auswertung der Kategorie »Wann wurden die Signale mitgeteilt?«

wagten dies nur etwa zwei Drittel (67,1%) und eine Wiederholung wurde häufiger unterlassen (HF = 2,44). Große Differenzen zeigten sich in der Phase der Jugend. In dieser war es für die Trans*Frauen augenscheinlich besonders schwierig Weiblichkeit an sich zuzulassen und diese dann auch noch anderen zu offenbaren (52,2%). Die Trans*Männer konnten auch während der Pubertät mit ihrer Nichtpassung in die weibliche Rolle besser umgehen und dies kommunizieren (89,9%).

2.1.5 Vermeidungstendenzen: Unterdrückung und Verbergung

Nachstehend werden die Folgewirkungen einer Sozialisation mit vielen negativen Sanktionen einer tiefer gehenden Betrachtung unterzogen. Die Kategorie der Unterdrückung bezieht sich hierbei auf Personen, die ihre eigene Trans*Geschlechtlichkeit negieren, während die Kategorie der Verbergung Menschen erfasst, die unter Umständen die vorhandene Trans*Geschlechtlichkeit anerkennen, sie jedoch (noch) nicht in ihr unmittelbares Umfeld tragen möchten.

Bei der Tendenz, das Gefühl trans*geschlechtlich zu sein, zu unterdrücken oder zu verbergen, lassen sich deutliche Unterschiede zwischen Trans*Männern und -Frauen feststellen (siehe Tab. 5). Überblickt man die Prozentwerte der Personen, die im Laufe ihres Lebens den Zwang verspürten, ihre wahre Identität zu unterdrücken oder zu verbergen, kommt man zu dem Schluss, dass die Trans*Frauen wesentlich stärker gegen ihr inneres Empfinden vorgegangen sind. Bei beiden Personengruppen lag der Schwerpunkt dieser retardierend wirkenden Aktivitäten in der Phase der Kindheit und Jugend. Es kann festgestellt werden, dass das Unterdrücken der aufkeimenden männlichen Identität innerhalb

der Gruppe der Trans*Männer im Vordergrund steht. Sobald die Zugehörigkeit zum männlichen Geschlecht jedoch angenommen werden kann, wird diese nicht übermäßig vor den Mitmenschen verborgen. Der Zwang zur Verbergung sinkt bei ihnen mit zunehmendem Lebensalter erheblich. In diesem Punkt findet sich die deutlichste Abweichung zu den Trans*Frauen. Im unterdrückenden Verhalten unterscheiden diese sich in Frequenz und prozentualer Verteilung kaum von den Trans*Männern. Sie waren jedoch über alle Lebensphasen hinweg um ein Vielfaches bemüht, die an sich entdeckte »Andersartigkeit« nach außen abzuschirmen. Dies lässt darauf schließen, dass sie hinsichtlich ihrer Trans*Geschlechtlichkeit mit wesentlich weniger gesellschaftlicher Akzeptanz rechneten und aus diesem Grund auf einen normgerechten Schein bedacht waren. Die trans*geschlechtlichen Frauen sandten also nicht nur weniger Signale aus, sondern versuchten auch gezielt Verdachtsmomente zu vermeiden – ein Verhalten, das sie der Chance beraubt, möglicherweise auch akzelerierend wirkenden Zuspruch von wichtigen Bezugspersonen zu erhalten.

	Transformationsrichtung					
	FzM			MzF		
	Personen n = 109	Nennungen n = 180	HF	Personen n = 161	Nennungen n = 617	HF
Im Kindes- und Jugendalter:						
Unterdrückung normabweichenden Verhaltens	40 (36,7%)	60 (33,3%)	1,50	57 (35,4%)	81 (13,1%)	1,42
Verbergung normabweichenden Verhaltens	33 (30,3%)	49 (27,2%)	1,48	107 (66,5%)	249 (40,4%)	2,33
Im Erwachsenenalter:						
Unterdrückung der Identität bis ins Erwachsenenalter	30 (27,5%)	50 (27,8%)	1,67	59 (36,6%)	108 (17,5%)	1,83
Verbergung der Identität bis ins Erwachsenenalter	14 (12,8%)	21 (11,7%)	1,50	82 (50,9%)	179 (29,0%)	2,18

Tab. 5: Auswertung der Kategorie »Unterdrückung und Verbergung«

Betrachtet man die Tendenz zum *Unterdrücken des »normabweichenden« Verhaltens während der Kindheit und Jugend*, zeigen sich nicht nur rein quantitativ ähnliche Zahlenwerte; auch qualitativ können viele Überlappungen zwischen

Trans*Jungen und -Mädchen festgestellt werden. In weiten Teilen wird von den Jungen, wie auch vonseiten der Mädchen, sehr klar auf den Einfluss der >primären Sozialisationsinstanz Elternhaus< referiert, wenn sie die Gründe für ihr selbst einschränkendes und unterdrückendes Verhalten angeben.

»Eine Situation die sich besonders in ihr Gedächtnis einbrannte, sei gewesen als sie im Alter von 5 Jahren als Mädchen verkleidet mit einer Freundin in ihr Elternhaus kam. Sie habe sich in dieser Situation sehr gut gefühlt und gleichzeitig bedauert, dass sie kein Mädchen sei. Der Vater sei über diese Kleidung förmlich ausgerastet und habe in nicht nachvollziehbarer Weise erregt reagiert und sie habe die Kleidung sofort ausziehen müssen. Sie sei ein Junge und habe sich auch so zu kleiden. Die beschriebene Situation sieht sie als Schlüsselsituation an. Seit diesem Ereignis habe sie sich eher dem männlichen Geschlecht konform verhalten und ihre Weiblichkeit verdrängt und sich gegen die inneren Sehnsüchte total verschlossen« (Fall20_MzF09, Abs. 66).

Weitere Parallelen finden ihren Ausdruck im gleichermaßen verdrängenden Drogenkonsum, der Internalisierung der Annahme, dass es sich zwingend um eine vorübergehende Phase handle, sowie der Überzeugung noch bis in das Erwachsenenalter warten zu müssen. Gerade bei der Annahme, dass es sich um eine vorübergehende adoleszente Phase handle und man erst im Erwachsensein eine freie Entscheidungskompetenz besitze, zeigt sich deutlich die ständig präsente Relevanz der >Sozialisationsinstanz Elternhaus<.

»Meine Mutter meinte immer, das ist nur eine Phase das geht vorbei. Ich hab es daher irgendwie immer vor mir hergeschoben und ihre Worte so hingenommen. Seit nunmehr über sieben Jahren (also ca. 1999/2000) hatte ich immer darauf gewartet das diese sogenannte Phase vorbeigeht aber sie ist nicht vorbeigegangen es wurde eher immer schlimmer« (Fall3_FzM07, Abs. 14–15).

Drei Arten der Unterdrückung waren jedoch nur bei den trans*geschlechtlichen Mädchen nachweisbar. Dies sind die Verdrängung aufgrund erster positiver sexueller Erlebnisse, das Wegwerfen heimlich getragener gegengeschlechtlicher Kleidung und das Ziel einen erarbeiteten >guten Ruf< aufrechtzuerhalten.

»Mit 19 Jahren habe die zu Begutachtende ihre ersten sexuellen Kontakte mit einer Frau erlebt. In der Folge habe sie erneut versucht, ein Leben als Mann zu führen« (Fall9_MzF10, Abs. 42).

»In der Pubertät sei es dann zu einer Verdrängungsphase gekommen, da sie es nicht mehr ausgehalten habe für ihre Art verhöhnt und kritisiert zu werden« (Fall13_MzF10, Abs. 31).

Das beschriebene Muster des Unterdrückens normabweichenden Verhaltens während der Kindheits- und Jugendtage setzt sich in gleicher Weise bis in das *Erwachsenenalter* der betreffenden Personen fort. Aus diesem Grund wird darauf verzichtet, Belegtextstellen anzuführen, die bereits analysierte Inhalte lediglich wiederholen würden. Stattdessen sei an dieser Stelle auf einen quantitativen Unterschied hingewiesen, der die Verschiedenheit der Erlebnisstruktur der Trans*Frauen und -Männer aufzeigt. Während bei den trans*geschlechtlichen Männern der Prozentsatz derer, die noch im Erwachsenenalter ihre Identität zu unterdrücken suchen, um mehr als zehn Prozentpunkte abfällt, steigt dieser Wert bei den trans*geschlechtlichen Frauen sogar noch leicht an (siehe Tab. 5). Dies zeigt, dass bei den Trans*Frauen eine gleichbleibende Tendenz besteht, die gefühlte Weiblichkeit nicht wahrhaben zu wollen, bei den Trans*Männern hingegen mit der zunehmenden Reife auch eine wachsende Akzeptanz der inneren Männlichkeit einhergeht.

Die *Verbergungstendenzen im Kindes- und Jugendalter* sind bei den Trans*Mädchen in sehr hohem Maße ausgeprägt. Zwei Drittel (66,5%) gaben an, ihre gefühlte konträre Geschlechtsidentität in der Zeit ihres Heranwachsens vor anderen Menschen verborgen zu haben. Ein Häufigkeitsfaktor (HF) von 2,33 zeigt an, dass diese Verheimlichung der ›Andersartigkeit‹ oft wiederholt wurde. Der Hauptfaktor bei dem Wunsch die Trans*Geschlechtlichkeit zu verbergen lag für die Männer wie auch für die Frauen darin begründet, die vermeintlichen Erwartungen der eigenen Eltern und Mitschüler*innen nicht enttäuschen zu wollen.

»Wenn er Mädchengeschenke bekam, habe er sich unter Druck gesetzt gefühlt, sich zu freuen, hätte aber lieber die ›coolen‹ Sachen wie Baukästen und Autos haben wollen. [...] Er habe viel lieber mit den Jungs Fußball spielen wollen, sich aber bei den Mädchen aufgehalten ohne sich richtig zugehörig zu fühlen« (Fall21_FzM10, Abs. 30–31).

»In der Zeit vom sechsten bis zum zwölften Lebensjahr habe der zu Begutachtende aus Angst vor den Reaktionen der Mitschüler und durch den Druck der Eltern begonnen, sich anzupassen. Er habe sich innerlich zurückgezogen. Er habe für Mädchen typische Kleidung angezogen, habe sich die Haare lang wachsen lassen und habe versucht, sich bei den Mädchen einzuordnen« (Fall21_FzM08, Abs. 26).

»Es sei in Ihrer Familie stets üblich gewesen, Probleme und Abnormalitäten >totzuschweigen<. Auf ihr Verhalten habe sie häufig Aussprüchen wie >so etwas gibt es nicht, das ist pervers< oder >Heul nicht immer< zu hören bekommen. Deshalb sei es der zu Begutachtenden als Kind schwergefallen, ihre Vorlieben auszuleben« (Fall1_MzF10, Abs. 57).

»Während der gesamten Grundschulzeit sei ihr immer bewusster geworden, wie anders sie sei und sie sei auch zu dem Schluss gekommen, dies verstecken zu müssen« (Fall13_MzF10, Abs. 28).

In Abweichung von den Trans*Jungen zeigt sich bei den Trans*Mädchen, wie bereits in der Einführung zu diesem Kapitel erwähnt, noch ein besonderes Phänomen. Einigen Fällen lässt sich entnehmen, dass sie in der Adoleszenz nicht nur darauf bedacht sind, konform einer >männlichen< Rollennorm aufzutreten, sondern zudem peinlich darauf achten jeglichen Anschein von Weiblichkeit zu vermeiden statt diese zu kommunizieren.

»Dort habe man im Sportunterricht meist Jungen- gegen Mädchenteams antreten lassen. Sie habe bei den Jungen gespielt und dort immer ein unangenehmes Gefühl gehabt, außerdem die Angst, jemand könne sie plötzlich zu den Mädchen schicken. [...] In dieser Zeit habe sie immer mehr und mehr darunter gelitten als sensibel, schwach und mädchenhaft bezeichnet bzw. kritisiert zu werden. In einem wichtigen Fußballspiel sei sie mit 10 oder 11 Jahren von aufgebracht Vätern ausgebuht worden (z. B. >So ein Mädchen ist Kapitän!<) was sie zum Weinen gebracht habe« (Fall13_MzF10, Abs. 28–30).

»Herr R. sei eher damit beschäftigt gewesen, gegen mögliche weibliche Äußerlichkeiten mitunter anzukämpfen, welche er immer mal wieder von Mitschülern rückgemeldet bekommen habe« (Fall27_MzF10, Abs. 34).

Die bedeutendste Verschiedenheit, auf der auch der große prozentuale *Unterschied der Verbergungstendenzen über alle Lebensphasen* beruht, liegt in der Tatsache begründet, dass für die Trans*Mädchen und -Frauen die weibliche Kleidung eine wesentlich größere Bedeutung beim Ausleben der innerlichen Identität einnimmt, als dies bei Trans*Jungen und -Männern der Fall ist. Diese Bindung an die Kleidung des weiblichen Geschlechts, um sich selbst als Frau ausleben zu können, bringt jedoch einen immensen logistischen Aufwand mit sich, der betrieben werden muss, wenn einer Entdeckung entgangen werden will. Hier verbinden sich die

soeben geschilderten Gefühle der Peinlichkeit, weibliche Attribute zu besitzen, mit der unbedingten Verknüpfung von Weiblichkeit mit weiblicher Kleidung. Allein die Vorstellung in einem Kleid oder Ähnlichem ertappt zu werden, löst bei vielen Trans*Mädchen und -Frauen panikartige Reaktionen aus. Die Beschreibung der teilweise sehr umfangreichen Verbergungsbemühungen füllt weite Teile der Lebensläufe und bleibt unabhängig von den Lebensphasen gleich stark präsent.

»Etwa in dieser Zeit habe ich auch mit dem Crossdressing begonnen. Anfangs leistete die Kostümkiste noch gute Dienste; später habe ich dann angefangen mich am Kleiderschrank meiner Schwester zu bedienen. Dies umfasste Unterwäsche, Badekleidung und ging bis hin zur Oberbekleidung, Hauptsache schön feminin. Zeitweise fand ich es erregend, aber es ging immer darüber hinaus. Ich liebte es, wenn ich mehrere Lagen Kleidung übereinander hatte und sich durch ausstopfen weibliche Formen ergaben. Das gefiel mir so gut, dass [ich] über Jahre hinweg zeitweise fast jede Nacht während der Schulzeit aufgeblieben bin und gewartet habe, bis meine Eltern schlafen gingen, um dann in der Kleidung, bis der Wecker klingelte schlafen zu können. Lange Zeit dachte ich, dies sei irgendwie krank oder pervers und ich fühlte mich schuldig und bat Gott darum er möge mir helfen davon loszukommen. Zeitweise war ich sehr religiös, was die Schuldgefühle zusätzlich verstärkte. Verständlicherweise betrieb ich einen enorm großen Aufwand dies zu verstecken. Und umso mehr ich versuchte alles zu verstecken, desto mehr war ich darauf bedacht nichts zu sagen, was zu viel hätte verraten können. Nicht einmal meinem Tagebuch habe ich das anvertraut; auch dort finden sich nur indirekte Andeutungen. Das führte dazu, dass ich mit der Zeit immer verschlossener wurde. Tatsache ist, dass man zwar bemerkte, dass ein paar Kleidungsstücke fehlten, aber keiner hat damals je herausbekommen, dass ich diese hatte« (Fall24_MzF07, Abs. 11).

3 Zusammenfassung

Situationsübergreifend konnte festgestellt werden, dass die Trans*Jungen deutlich aktiver in ihre Lebensgeschichte eingriffen und sich den Freiraum zum (aus)leben ihrer männlichen Identität erkämpften bzw. dieser ihnen durch ihr Umfeld ermöglicht wurde. Während alle trans*geschlechtlichen Männer von solchen Erlebnissen in ihrer Kindheit und Jugend berichten konnten, trifft dies nur auf zwei Drittel der trans*geschlechtlichen Frauen zu. Von denjenigen Frauen, die von solchen Erfahrungen berichten konnten, wurde jedoch oftmals von einer Wiederholung abgesehen, da ihr Verhalten nicht selten negativ sanktionierende Reaktionen

– vornehmlich durch ihr Elternhaus – hervorrief. In diesen Zusammenhang ist auch das Ergebnis zu setzen, dass die trans*geschlechtlichen Jungen eindeutige Signale ihrer männlichen Identität an ihre Umgebung aussandten, während die Trans*Mädchen viel bedachter und verschlüsselter mit solchen Andeutungen umgingen. Zumeist wurden von beiden Gruppen >gegengeschlechtliche< Kleidung, ein für das >andere< Geschlecht >typisches< Spielverhalten samt einem zugehörigen Freundeskreis sowie ein entsprechendes Auftreten mit >konträr-geschlechtlichem< Habitus als Signalisierungsinstrumente gewählt. Adressiert wurden diese Signale in erster Linie an die eigene Familie, deren Funktion als >primäre Sozialisationsinstanz< in diesem Zuge eine besondere Bedeutung erhält. Gerade um das Tragen weiblicher Kleidungsstücke vonseiten der Trans*Mädchen nicht offenkundig werden zu lassen, wird über alle Lebensphasen hinweg ein ausgeklügeltes und kräftezehrendes Verbergungsmanagement betrieben. Sie waren jedoch nicht nur um ein Vielfaches bemüht ihre Trans*Geschlechtlichkeit vor dem Nahumfeld zu verbergen, sondern unterdrückten diese auch deutlich stärker vor sich selbst. Bei beiden Gruppen zeigten sich diese retardierend wirkenden Vermeidungsstrategien während der Kindheit und Jugend am stärksten, weshalb es gerade in diesen Lebensphasen besonders auf ein positiv unterstützendes Umfeld ankommt, welches diese zaghaft ausgetesteten Signale zu interpretieren weiß.

Literatur

- Geulen, D. & Hurrelmann, K. (1980). Zur Programmatik einer umfassenden Sozialisationstheorie. In U. Hurrelmann (Hrsg.), *Handbuch der Sozialisationsforschung*. Weinheim: Beltz.
- Hurrelmann, K. (2006). *Einführung in die Sozialisationstheorie*. Weinheim und Basel: Beltz Verlag.
- Kruijver, F.P.M., Zhou, J.-N., Pool, C.W., Michel, A., Hofman, L., Gooren, J.G. & Swaab, D.F. (2000). Male-to-Female Transsexuals Have Female Neuron Numbers in a Limbic Nucleus. *The Journal of Clinical Endocrinology & Metabolism*, 85(5), 2034–2041. <http://jcem.endojournals.org/content/85/5/2034.full?ref=hanzuo.com> (2.2.2016).
- Naß, A. (2016). Trans*identität – Eine soziologische Betrachtung zur Wahl des Zeitpunktes der Transition. In Schochow, M., Gehrmann, S. & Steger, F. (Hrsg.), *Inter* und Trans*identitäten: Ethische, soziale und juristische Aspekte* (S. 303–334). Gießen: Psychosozial-Verlag.
- Schneider, H., Schaaf, L. & Stalla, G.K. (2007). Transsexualität. In Schölmerich, J.S. Burdach, H. Drexler, M. Hallek, W. Hiddemann, W.H. Hörl, H.E. Klein, M. Landthaler, K. Lenz, K. Mann, J. Mössner, U. Müller-Ladner, J. Reichen, W. Schmiegell, J.O. Schröder, W. Seeger, W. Stremmel, N. Suttrop, L.S. Weilemann, J.C. Wöhrle, J.A. Zeun (Hrsg.), *Medizinische Therapie 2007/2008* (S. 721–725). Heidelberg: Springer Medizin Verlag. <http://link.springer.com/book/10.1007/978-3-540-48554-4> (2.2.2016).
- Zhou, J.-N., Hofman, M.A., Gooren, L.J.G. & Schwaab, D.F. (1995). A sex difference in the human brain and its relation to transsexuality. *Letters to Nature*, 378, 68–70. <http://www.nature.com/nature/journal/v378/n6552/abs/378068a0.html> (2.2.2016). DOI:10.1038/378068a0

